

Judith M.

«In der Schweiz wurde ich zum Putzteufel»



Judith M., f., geboren 1920, aus Budapest/Ungarn, seit 1956 in der Schweiz

Woher kommst du? Ich bin 1920 in Budapest geboren. Alle meine Vorfahren waren Juden. Der Grossvater väterlicherseits starb früh. Er war Direktor der jüdischen Primarschule in der nordungarischen Industriestadt Miskolc. Meine Eltern stammen beide aus dieser Stadt. Der Grossvater mütterlicherseits war Kaufmann. Die Familie meiner Grossmutter mütterlicherseits stammt aus Galizien und wanderte wahrscheinlich im 18. Jahrhundert nach Ungarn ein. Beide Grossväter haben ihre deutschen Namen um die Jahrhundertwende ungarisiert. Meine Mutter ist in Miskolc aufgewachsen und relativ jung mit ihren Eltern nach Budapest gezogen. Ich hatte einen zweieinhalb Jahre älteren Bruder. Meine Eltern studierten in Budapest und wurden Ärzte. Meine Mutter war Psychiaterin und Nervenärztin und wurde auch Freud'sche Psychoanalytikerin. Sie war eine führende Persönlichkeit in der Budapester Psychoanalytischen Schule. Eine Zeitlang war sie Präsidentin des Psychoanalytiker-Vereins. Mein Vater war Kinderarzt und hatte den ganzen 1. Weltkrieg als Oberleutnant und Stabsarzt mitgemacht. Bereits an der Front ist mein Vater aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten, und meine Eltern wurden 1920 in der Unitarischen Kirche getauft.

Unsere Familie samt ihrem Umfeld waren radikale liberale Bürger, Intellektuelle, puritanisch eingestellt, finanziell nicht immer auf festen Füßen stehend. Es war eine weltoffene, laizistische Familie. Meine Eltern konnten Deutsch, meine Mutter konnte auch Englisch und Französisch. Mein Vater war bekannt dafür, dass er viele ungarische Gedichte auswendig konnte. Er war ein liebenswürdiger und eher weicher Typ. Der

Felsen in dieser Familie war eigentlich meine Mutter. Sie hatte während des 1. Weltkriegs ihre universitäre Karriere unterbrochen und eine kleine Institution für geistig behinderte Kinder übernommen. Diese Institution leitete sie zuerst alleine, und als mein Vater aus dem Krieg zurückkam, zusammen mit ihm. Ich wuchs dort, in diesem Aussenbezirk von Budapest, bis zum siebten Lebensjahr auf. In einem schönen, alten Haus mit sehr grossem Garten.

Mit meiner Mutter fuhr ich an meinem ersten Schultag im Tram zur Schule. Im Tram sagte sie mir die ungarische Hymne vor, Strophe für Strophe, acht Strophen. So hatten also diese schrecklichen, verleumdeten und gehassten Juden nichts Wichtigeres zu tun, als der Tochter die ungarische Hymne beizubringen! Ich kann sie noch heute auswendig singen. Später in meiner Jugendzeit war ich immer Patriotin, nie aber Nationalistin.

Als ich sieben war, zügelten wir auf einen Hügel in Buda. Dort mieteten meine Eltern ein grosses Areal mit verschiedenen Häusern und Gärten. In dieser wunderbaren Gegend habe ich meine schönste Zeit verbracht – in Freiheit. Aber gleichzeitig auch mit den kranken, geistesgestörten Kindern. Im Sommer kamen Ferienkinder dazu; gesunde, normale oder rekonvaleszente. Diese Zeit ging abrupt zu Ende, als in den dreissiger Jahren die grosse Wirtschaftskrise ausbrach. Meine Eltern machten Pleite.

Welche Rolle spielte die Schule in deinem Leben? Ich ging in die «reichsdeutsche Schule» zu Budapest, die 1908 von den Deutschen gegründet worden war. Der Unterricht wurde in deutscher Sprache abgehalten. 1926 war die Zeit der Weimarer Demokratie. In diesem Sinne war es eine ausserordentlich fortschrittliche, sehr anspruchsvolle, schwierige Schule. Meinen Eltern war besonders wichtig, dass es die einzige Schule mit Koedukation war. Dazu kam die Qualität. Ich ging gerne zur Schule – zwölf Jahre lang! Ich machte dort die Matura. Ich war eine gute Schülerin, am Schluss unter den Allerbesten.

In dieser Schule waren viele Nationen vertreten. Neben Ungaren und Deutschen gab es die Kinder vom diplomatischen Corps, damit sie nicht in Ungarisch, sondern in einer Weltsprache, nämlich in Deutsch, unterrichtet würden. Ein ehemaliger Schüler sagte vor ein paar Jahren: «Diese Schule war ein kleines vereinigtes Europa.»

Wie ging es nach der Schule weiter? Während der Schulzeit lernte ich meinen Mann kennen. Er war als rekonvaleszierender Junge während eines Sommers bei uns

im Institut gewesen, als ich sieben oder acht Jahre alt und er sechs Jahre älter war. 1935 am Sylvesterabend trafen wir uns wieder, und seit dieser Nacht sind wir zusammen. 1941 heirateten wir.

Ich immatrikulierte mich an der agronomischen Abteilung der technischen Hochschule von Budapest und studierte dort vier Jahre. Ich beendete das Studium nicht, sondern ging 1942 weg. Während der letzten anderthalb Jahre war der Antisemitismus aggressiv geworden. Sie hatten meine Abstammung entdeckt und ekelten mich aus der Universität hinaus.

Dachtet ihr an Emigration? Als der Nazismus aufkam und die Judenverfolgungen auch in Ungarn angingen, kam natürlich die Stimmung auf zu emigrieren. Viele unserer Bekannten emigrierten, unter anderem der Bruder meines Mannes, der seither in Australien lebt. Diese Frage wurde bei uns auch diskutiert. Aber wir sagten: «Nein, wir wollen nicht emigrieren.»

1941 trat Ungarn in den Krieg ein. Dann kamen die Bombardements. Ich hatte Erste-Hilfe-Kurse gemacht und war Verantwortliche für Katastrophenhilfe oder für Rotkreuz-Hilfe. Das Hauptthema war bei uns damals eindeutig die Politik, der Nazismus und was in Ungarn passieren wird. 1942 wurden mein Mann und mein Bruder in den Arbeitsdienst eingezogen. Zuerst wurden sie noch «privilegiert», indem sie zwar wegen ihrer jüdischen Herkunft in den Arbeitsdienst, aber keine Soldaten sein mussten. Sie hatten als getaufte Leute eine weisse Armbinde. Doch mein Mann hatte noch als normaler Soldat seine ganze Dienstzeit absolviert – anderthalb Jahre, 1939/40. Und er wurde noch einmal eingezogen, als Ungarn als verbündetes Land Hitlers in Jugoslawien einmarschierte. Aber da wurde er dann rausgeschmissen, weil er sich nicht konform verhalten hatte. Sie machten anti-nazistische Propaganda, wurden verzeigt und kamen in ein Strafarbeitslager nach Siebenbürgen. Von dort flüchteten sie und kamen schlussendlich zu Titos Partisanen.

Ich war in Budapest. Als meine Tochter zur Welt kam, mieteten wir eine Wohnung. Als die Deutschen 1944 ins verbündete Land Ungarn einmarschierten und es besetzten, fing der Horror an. Von da an lebten wir in ständiger Angst: Gerüchte, den ganzen Tag. Eine der besten Freundinnen war plötzlich von der Strasse verschwunden. Wir wussten nicht viel über die Vernichtungslager. Aber es kamen immer wieder Gerüchte. Dann kamen die Verordnungen, der gelbe Stern, den man tragen musste, immer grössere Einschränkungen für Juden. Meine Eltern hatten eine grosse Praxis, eine grosse Fünfzimmer-

wohnung. Man durfte keine Haushalts-Angestellten mehr haben. Dann musste man die Wohnung verlassen. Aber interessanterweise durften sie die Praxis noch behalten. Dann wurden die Familien in sogenannten Stern-Häusern zusammengepfertcht. Ich, mein Töchterlein und meine Eltern zogen in die Wohnung eines Psychoanalytikers. Da waren wir schon zwei oder drei Familien in einer Wohnung, in dem Haus, das mit einem gelben Stern versehen war.

Eines Morgens im Herbst 1944 holten die Pfeilkreuzler, das waren die ungarischen Nazis, meinen Vater. Es war das letzte Mal, dass ich ihn gesehen habe. Er wurde deportiert.

Die Schweden, die Schweizer, die Portugiesen und der Vatikan suchten spezielle Häuser aus, wo die jüdischen Familien, die einen sogenannten Schutzpass der Botschaften dieser Länder erhalten hatten, hinziehen konnten. Ein grosser Teil kam aber ins Getto. Durch Verbindungen bekamen wir einen Schweden-Schutzpass und zogen in eines dieser vollgestopften Schwedenhäuser. Wenig später zog ich mit meiner Mutter zu meinem Onkel, der in der Nähe eine illegale Wohnung hatte. Kaum waren wir da, inspizierten die Pfeilkreuzler das Haus und nahmen uns alle mit. Dann kam das fürchterlichste Erlebnis meines Lebens. Wir mussten die Wohnung nachts mit den Pfeilkreuzlern verlassen. Ich schob den Kinderwagen. Und wir wussten damals schon, dass die Leute zur Donau gejagt wurden, sich auskleiden mussten und in die Donau geschossen wurden. Ich sagte zu meiner Mutter: «Jetzt kommt der Tod.» Und dann kam der Tod nicht. Sie führten uns ins Parteihaus der Pfeilkreuzler, verhörten uns, öffneten das Kofferchen meiner Mutter. Plötzlich schaute der Pfeilkreuzler ins Gesicht meiner Mutter, meine Mutter schaute ihn an. Sie erkannten sich. Er war ein ehemaliger Patient der psychiatrischen Klinik. Koffer zugemacht und zum andern Pfeilkreuzler gesagt: «Führt die drei nach Hause!» Und wir gingen ins Schwedenhaus zurück. Dort haben wir nach zwei, drei Wochen das Kriegsende erlebt.

Später gingen meine Mutter, mein Töchterlein und ich in meine ehemalige Wohnung zurück. Ein paar Tage verbrachten wir dort im Keller. Mein Mann und mein Bruder waren wieder geflüchtet und kamen von der Partisanenarmee zurück.

Und dann fing das neue Leben an. Die Stadt total verwüstet – unglaublich! Wir begannen das neue Leben aufzubauen. Wir traten in die kommunistische Partei ein. Ich arbeitete in einer sogenannten Massenorganisation – im demokratischen Verein ungarischer Frauen. Von dort kam ich in die Parteiorganisation des Bezirks, zuerst als Verantwortliche für das Unterrichts-

wesen, dann als Leiterin der Propaganda-Abteilung, zum Schluss war ich Bezirkspartei-Sekretärin. Mit 27 Jahren, ein unerfahrenes Mädchen! Ich wurde nicht gewählt, sondern von oben bestimmt. Ich hatte viel Macht und war eine Fanatikerin. In der Zwischenzeit hatte ich noch ein Kind bekommen. Ich war wirklich überzeugt, dass ich für etwas Gutes kämpfte. Vom Bezirk hat man mich dann noch für einige Monate in die Parteizentrale beordert, als Verantwortliche für die Frauenarbeit für die ganze Stadt Budapest. Man versprach mir, dass ich auf die Parteihochschule komme. Das war meine Sehnsucht: Marxismus zu lernen. Auf der Parteihochschule war ich zehn Monate und wurde dann dort als Lehrerin engagiert. 1953 kam das Tauwetter, der Versuch des Sozialismus mit dem menschlichen Gesicht, und wir waren natürlich total dafür. Als ich 1953 im Spital meinen jüngsten Sohn gebar, hörte ich im Radio die Rede des antretenden Ministerpräsidenten Imre Nagy. Wir waren alle für Nagy.

Dann wurden langsam die Gefängnisse geöffnet. All die vielen Leute kamen heraus, die in den Scheinprozessen verurteilt worden waren, und erzählten alles. Schritt für Schritt kam heraus, was hinter den Kulissen alles geschehen war. Jeder von uns hatte eine Phase der Erleuchtung. Das war eine Zeit des Aufbruchs, aber auch des irrsinnigen Gewissenskampfs.

Als Nagy-Anhängerin wurde ich 1954 von der Parteihochschule entlassen. Ich war politisch verdächtig. Dann bekam ich eine Stelle als Lektorin beim Parteiverlag. Da musste ich nicht nur Bücher lektorieren, sondern auch die Broschüren für die Parteiseminare schreiben. Das ging nicht mehr, weil ich spürte, dass das, was ich da schreiben musste, Lüge war. Eines Tages wurde mir gekündigt. Ich hatte vom Ministerium für Landwirtschaft noch eine besondere Erlaubnis erhalten, meine Studien zu beenden, und hatte einige Prüfungen bestanden. Dann bekam ich durch Freunde eine Stelle in der hauptstädtischen Bibliothek, wo ich ein knappes Jahr lang als Bibliothekarin arbeitete. Aber finanziell ging es schlecht. Als Parteischullehrerin hatte ich doppelt soviel verdient. Die Bibliothek war eine «Ablagestelle» für Oppositionelle.

Dann kam die Revolution. Am 6. Oktober 1956 fand die grosse Beerdigung der Opfer der ersten grossen Scheinprozesse in Ungarn statt, an der Hunderttausende aufmarschierten. Es brodelte bereits. Schliesslich die Demonstration vom 23. Oktober. Das war unbeschreiblich: diese Euphorie! Von überall strömten die Leute her, aus den Fenstern winkten die Leute. Dann die Riesenversammlung auf dem Platz vor dem Parlament. Meine Mutter war auch an einer Versammlung und hat

schon die Schüsse gehört. Als die Revolution losging, sassen wir den ganzen Tag am Radio. Das war eine Zeit von irrsinniger Spannung.

Am schrecklichen Sonntag vom 4. November schlugen die Russen die Revolution nieder. Mein Mann und mein Bruder gingen in den Untergrund, zwischendurch kamen sie nach Hause. Die beiden Männer waren voll engagiert. Mein Bruder war einer der leitenden Köpfe der Opposition, und mein Mann spielte eine wichtige Rolle in der Organisation. Er nahm eine andere Identität an, mit falschen Papieren, und er veränderte sein Äusseres. Ich wurde beauftragt, das Telefon zu hüten und Nachrichten zu vermitteln, Dokumente zu verstecken. Mein Bruder und seine Freunde stellten eine illegale Zeitung her. Die Manuskripte lagen bei uns auf dem Tisch.

Mitte November wurde unsere Wohnung von einem russischen Soldaten und einem staatlichen Geheimdienstler einen Tag und eine Nacht lang belagert. Am Telefon durften wir nur ja oder nein sagen. Folglich wussten unsere Leute in der Stadt nicht, was bei uns los war. Peu à peu haben sie herausgefunden, dass bei uns etwas nicht stimmte. Wenn jemand bei uns vorbeikam, zum Beispiel die Waschfrau, durfte sie nicht mehr weg. Mein Mann konnte gewarnt werden. Am nächsten Tag gingen die Männer. Zwei, drei Stunden später erschienen ein paar Polizisten in blauer Uniform, um uns zu befreien: Die blaue Polizei und die Armee waren noch auf der Seite der Revolution.

Nach diesem Vorfall sagten mein Mann und mein Bruder: «Die Familien müssen weg.» Wir fügten uns. Die Tage der Vorbereitungen erlebte ich wie in Trance. In dieser Verfassung nahmen wir einzig von meiner Mutter und von den Schwiegereltern Abschied, die anderen wussten von nichts. Wir hatten nur einen Rucksack für die drei Kinder und mich. Mein Mann war seit fünf, sechs Jahren Direktor eines grossen landwirtschaftlichen Lehr- und Versuchsguts. Er organisierte einen Lastwagen, besorgte sich Papiere, um Tierfutter von einem Grenzdorf zu holen. Mit diesem Wagen fuhren wir los, vier Familien, Richtung Nordwest-Ungarn. Am Morgen versuchten wir mit dem Bus, an die Grenze zu fahren. Der Bus wurde von den Russen geschnappt, und als sie sahen, dass 90 Prozent der Fahrgäste Flüchtlinge waren, spedierte sie uns alle in die nächste Stadt zurück.

Die zweite Flucht gelang schliesslich. Wir waren nun auf der anderen Seite des Grabens. Ich sah einen österreichischen Bauern, der gerade mit dem Aufladen von Maisblättern beschäftigt war. Wir fragten ihn, ob er uns mitnehmen könne,

kletterten auf den Wagen, und ich begann zu singen: «Nun ade du mein lieb Heimatland, lieb Heimatland ade». In der Nähe der Grenze waren provisorische Zelte aufgestellt worden. Die Kinder erhielten eine heisse Schokolade. Der Touring Club von Wien hatte die Autofahrer aufgefordert, an die Grenze zu fahren und dort die Leute einzusammeln. Mein Mann hatte uns gesagt, wenn irgendwie möglich sollten wir nicht in ein Lager gehen. Aber wir kannten keinen Menschen in Wien. Die Caritas verteilte uns dann auf verschiedene Familien oder Kirchgemeinden, die sich in Wien anerboten hatten, Flüchtlinge aufzunehmen.

Wir sagten uns: Wir können nicht in Österreich bleiben, denn was soll Österreich mit 200 000 Flüchtlingen anfangen? Die Leute müssen doch weiter. Meine Schwägerin und ich meldeten uns für die Schweiz an. Zum einen, weil mein Bruder 1954 in Genf an der Vietnam-Konferenz als Korrespondent gewesen war und viel Schönes über die Schweiz erzählt hatte. Zweitens führte eine entfernte Verwandte seit Jahrzehnten eine Zahnarztpraxis im St. Gallischen. Zudem hatten wir in Wien vernommen, dass die Schweiz Flüchtlinge sehr human aufnehme, vor allem Familien mit vielen Kindern, alte und kränkliche Leute. Das hat uns sehr beeindruckt.

Dann kamen wir als Rotkreuz-Transport nach Buchs. Dort wurden wir geduscht, entfloht, Haare gewaschen, neue Unterwäsche. Das war recht entwürdigend. Von Buchs aus kamen wir nach Walenstadt in die Kaserne. Der Militärische Frauenhilfsdienst war mobilisiert, grosses Kleiderlager, anständiges Essen. Die ungarischen Kinder mochten zwar Birchermüesli nicht, aber die Mütter haben es gegessen. Zum ersten Mal sah ich eine Waschmaschine. Ich begann sofort, auf Stelleninserate Bewerbungen zu schreiben. Und ich begann, den Kindern in der Kaserne Deutschunterricht zu erteilen.

Unterdessen war mein Bruder verhaftet worden, und mein Mann war nach Wien geflohen. Mein Bruder wurde dann 1958 hingerichtet.

Wie hast du Arbeit gefunden? Als in Walenstadt die Quarantäne vorbei war, hat man all die Leute verteilt. Wir kamen nach Trogen. Das war wie in einem Märchen: Winter, viel Schnee. Die Kantonsschullehrer und ihre Frauen empfangen uns. Mit einem Schlitten fahren wir zu einem Chalet. Das Feuer brannte im Kamin, der Tisch war gedeckt, die Betten gemacht. In Trogen wohnten wir von Ende Dezember bis Anfang Februar. Dann kam ein Brief der Firma Maschinen- und Bahnbedarf AG, Dübendorf. Ich fuhr nach Dübendorf und stellte mich vor. Obwohl ich noch nie als Büroangestellte gearbeitet hatte, engagierten sie mich und stellten uns

eine Dreizimmerwohnung zur Verfügung, kauften uns Möbel und nähten uns Vorhänge. Mein Mann durfte für ein paar Tage von Wien in die Schweiz kommen: Bleiben konnte er nicht, da das Kontingent von 10000 Flüchtlingen bereits ausgeschöpft war. Er half uns beim Zügeln, dann musste er wieder zurück nach Wien. Er kam erst im Frühjahr im Rahmen der Familienzusammenführung in die Schweiz. Damals nahm die Schweiz noch einmal rund 2000 Flüchtlinge auf, und wir richteten uns hier in der Schweiz ein.

So begann ich also bei der MBA in Dübendorf. Ich war eine untergeordnete Person. Den Dialekt verstand ich damals noch sehr schlecht. Wenn mir der Personalchef «Bagger» diktierte, wusste ich nicht, ob ich das nun mit zwei k schreiben musste, so wie er es aussprach. In der ersten Zeit schauten sie mich etwas als Exotin an. Aber ich habe mich in der Firma relativ schnell eingearbeitet. Die Hälfte des Mietzinses bezahlte die Firma noch ein halbes Jahr. Im Vertrag wurde auch festgehalten, dass wenn ich mindestens zwei Jahre bei der Firma bleibe, die ganze Wohnungseinrichtung in mein Eigentum übergehen werde. Das ist dann auch so geschehen. Ich blieb bei dieser Firma – später als Assistentin des Verkaufschefs und Handlungsbevollmächtigte – bis zu meiner Pensionierung, also über 25 Jahre.

- Wie lief die Einschulung der Kinder? Erstaunlich gut. Sie lernten die Sprache sehr schnell. Ich hatte ja in Trogen schon begonnen, sie Deutsch zu lehren. Als wir in Dübendorf waren und ich meine Arbeitsstelle hatte, hatte ich nicht mehr viel Zeit, um zu helfen. Ich musste auch nicht viel helfen, weil sie erstaunlich schnell lernten, gute Schüler waren, und sich nicht stark bemühen mussten.
- Hatten sie Heimweh? Nicht sehr. In der allerersten Zeit sprachen wir wenig von zu Hause. Mein Mann informierte sich immer über Ungarn. Ich hatte keine Zeit, um viele Zeitungen zu lesen, ich war sehr absorbiert von der Arbeit, dem Haushalt und den Kindern.
- Gab es Mentalitätsunterschiede zwischen Ungarn und der Schweiz? Vor allem am Arbeitsplatz. Erstens hatte ich das Gefühl, dass die Leute viel weniger offen waren, sie waren stur und steif. Wenn ich etwas von Ungarn, von zu Hause erzählte, hatte ich den Eindruck, ich stosse auf eine Mauer. Sie verstanden das alles eigentlich gar nicht.
- Ein Beispiel von Sturheit? Vor allem die Situation der Frauen befremdete mich sehr. Ich bin in einem grosstädtischen, intellektuellen Milieu aufgewachsen, ging in eine liberale Schule, die Gleichberechtigung

und das Selbstbewusstsein der Frauen waren ganz anders. Ich wurde etwas anders behandelt als meine Mitarbeiterinnen, auch meines Alters, 36, wegen und wahrscheinlich auch wegen meines ganzen Auftretens. Aber wie Kolleginnen von Kollegen behandelt wurden, war zum Teil haarsträubend. Eine Kollegin war zum Beispiel in einen Sachbearbeiter verliebt, und dieser nützte sie aus. Er packte sie, setzte sie auf einen Büroschrank, kitzelte sie, nahm ihr die Schuhe ab und zupfte sie am Rock. Das alles während der Bürozeit.

Hattest du mehr Kontakte zu Schweizern oder zu Ungaren? Wir haben fast keine Schweizer Freunde. Es liegt erstens daran, dass wir schon relativ alt waren, als wir kamen. Freundschaften werden ja vorwiegend in der Jugend geschlossen. Zweitens sind wir in ein anderes soziales Umfeld hineingeraten. Die meisten Emigranten sind deklassiert. In den ersten Jahren hier waren wir wirklich sehr arm. Die Schulden haben wir dann alle abgetragen. Dazu kommt, dass wir etwas anders sind. Mein Mann ist ein sehr gescheiter, aber intransigent Mensch. Er tanzt schon ein wenig aus der Reihe. Dann hatten wir Pech mit Leuten, die wir einluden, zum Beispiel mit Eltern von Schulkollegen unserer Kinder, das passierte zwei, drei Mal, die haben uns nicht zurückeingeladen. Anschluss an irgendwelche Kreise, die unserer Mentalität oder unserem ursprünglichen sozialen Umfeld entsprochen hätten, schafften wir nicht, wir sind irgendwie nicht hineingekommen.

Hattet ihr vor allem ungarische Bekannte? Wir hatten schon einige ungarische Bekannte, Freunde und Ehepaare, nicht viele, aber gute. Am ungarischen Vereinsleben nahmen wir auch teil, aber es hat uns nicht gefallen. Wir waren zwar Gründer des Vereins für Literatur und Kunst, aber wir fühlten uns unter diesen Leuten nicht wohl. Sie waren zum Teil politisch eher rechts bis sehr rechts stehend. Fortschrittliche ungarische Vereine gab es nicht.

Und in Dübendorf? In Dübendorf selber haben wir keine ungarischen Bekannten. Wir sind hier nur mit einem einzigen Ehepaar – eingebürgerten Deutschen – gut befreundet. Bekannte hatten wir jede Menge – nach 42 Jahren in Dübendorf –, auch weil wir 25 Jahre lang im reformierten Kirchenchor gesungen haben, und auch vom Turnverein, aber: eigentlich relativ oberflächliche. Doch wir hatten immer viel Besuch aus aller Welt: aus Budapest, Kanada, Australien, Kalifornien, Paris, Deutschland.

Das Familienleben wurde dadurch, dass wir sehr aufeinander angewiesen waren und der Tagesablauf ganz anders war als in Budapest, viel intensiver. Viele Gespräche am Familientisch.

Soweit es möglich war, beschäftigten wir uns viel mit unseren Kindern. Und die Kinder selber brachten ihre Freunde mit nach Hause. Bei uns waren alle willkommen, zum Abendessen, zum Übernachten. Und die Kinder brachten natürlich die Sprache in die Familie und ihre Kultur. Ich weiss nicht, ob ich ein Beatles-Fan geworden wäre, wenn ich keine Kinder gehabt hätte. Auf eine gewisse Art hat sich mein altes bürgerliches Leben wieder zu entwickeln begonnen: gute Bücher kaufen, gute Konzerte hören.

Die Kinder machten uns etwa auch mit der achtziger Jugendbewegung vertraut. Meine Söhne waren dort sehr engagiert. Und wir standen auf ihrer Seite, das ist ganz klar. Fürs Kulturzentrum Kanzlei sind wir beide auch mitmarschiert. Wir haben zu Hause viel darüber diskutiert.

Inwiefern hast du dich der Schweizer Mentalität angepasst? Ich übernahm den hiesigen Brauch der Frauen und wurde ein Putzteufel. Damit machte ich meiner Familie das Leben ziemlich schwer. Und trotzdem kam es vor, dass ich beschimpft und zur Rechenschaft gezogen wurde, weil die Waschmaschine zu wenig sauber gewesen sei und ich besser putzen müsse. Das hat mich natürlich wahnsinnig geärgert. Das andere: Wir waren laut mit drei Kindern, Freunden und einem Klavier. Es kam auch vor, dass uns jemand bei der Polizei anzeigte, wenn wir ein Fest feierten. Um unsere Ruhe zu haben, zügelten wir auf die andere Seite der Strasse. Unsere Kinder wurden beschimpft. Und die Leute redeten mit mir in einem Pidgin-Deutsch wie mit den Italienern, weil sie meinten, ich könne nicht Mundart reden. Ich habe es dann sukzessive gelernt, aber das hat viele Jahre gedauert.

Hast du im Kontakt mit Schweizern Fremdenfeindlichkeit erlebt? Vor allem mein Mann hat Fremdenfeindlichkeit massiv erfahren: an Arbeitsstellen nicht, um so mehr mit Behörden. Das liegt einfach daran, dass er alles, was mit Behörden und mit Ämtern zu tun hatte, erledigt hatte. Meine Arbeitskollegen haben mich geschätzt, respektiert.

Hattest du Vorurteile gegenüber Schweizern? Interessanterweise verstanden mich Leute in Deutschland oft besser. Sie kannten Krieg, Notlage, Entbehrung und Bombardement. Da sprang ein Funke. Ich habe meine Meinung insofern ändern müssen, als sich das in den letzten Jahren besserte; ich finde von Schweizern mehr Verständnis. Vielleicht weil ich seit meiner Pensionierung ins Café Litéraire gehe, einen Frauenklub, der sich mit Literatur beschäftigt.

Wie fühlst du dich heute? Ich fühle mich nicht fremd. Aber zu Hause fühlen wäre übertrieben. Zu Hause fühle ich mich in meiner Wohnung: My home is my castle.

Hat sich die Ausländerpolitik geändert, seit du in der Schweiz bist? Die Aufnahme 1956 war phantastisch. Die Tschechen wurden 1968 auch ganz gut aufgenommen. Aber heute sind es ganz andere Fälle. Dadurch, dass ganz andere Kulturen in grossen Mengen kamen, sind Fremdenangst und leider auch Hass stärker geworden. Und die Ausländerpolitik war zum Teil schäbig. Ein reiches Land müsste oder könnte, aber das ist durch den Egoismus nicht möglich, viel mehr geben. Denn die Armut, die wir hier haben – angeblich 10 Prozent –, ist relativ klein. Rein theoretisch, arithmetisch wäre es möglich, dass man diesen Leuten viel mehr helfen würde.

Wie könnte das Zusammenleben von Leuten mit verschiedener Herkunft in der Schweiz verbessert werden? Basisarbeit. Bei den Leuten ganz unten beginnen, ganz sachte, aber mit Ausdauer die Leute zusammenbringen. Erklären, was bei der anderen Kultur verblüffend und neu ist. Aber an der Basis, in kleinen Gruppen. Oder zwei, drei Familien zusammenbringen. Und versuchen, den jeweils anderen aufzuzeigen, was ihre Gedankenwelt bereichern kann. Das ist eine Sisyphus-Arbeit.

Nigg, Heinz (1999) Da und fort. Leben in zwei Welten.
Zürich: Limmat Verlag und www.migrant.ch



Except where otherwise noted, this site is
licensed under a [Creative Commons Attribution 2.5 License](https://creativecommons.org/licenses/by/2.5/)